

## Das Haus

### Vorspiel

Mit Haus meine ich unser Haus in der Lilienstraße. Lauter Mietwohnungen, die meisten Zwei-Zimmer-Schuhschachteln, zwei Penthäuser.

Lange Zeit lebten wir hier in Ruhe. Es gab die üblichen Streitereien zwischen Nachbarn. Dürfen Schuhe in der gemeinsamen Waschmaschine gewaschen werden? Darf eine wöchentlich gekochte Fischsuppe im gesamten Treppenhaus den Geruch bestimmen? Ab wann ist Musik Lärm? Was ist mit Türeenschlagen in der Nacht? Was, wenn Leute nach elf Uhr abends laut im Treppenhaus lachen? Wieviel Hundegebell, wieviel lautes in Stöckelschuhen Hin- und Herlaufen ist erlaubt? Geben wiederholt im Wäschetrockner klebende Tierhaare einem darunter leidenden Mieter das Recht, die Kündigung des Tierhalters zu verlangen? Und so weiter. Der eine Mieter hält den anderen für unverschämt, rücksichtslos oder nicht normal. Die Mehrzahl versteht sich allerdings einigermaßen. Man toleriert sich. Und manchmal entstehen sogar Freundschaften.

Diese relative Ruhe war nach der letzten Party bei Zimmermann für immer dahin. Es passierte etwas Entsetzliches. Und obwohl man sich kaum etwas Schlimmeres vorstellen kann, war das erst der Anfang.

Einmal im Monat lädt Leonardo Zimmermann alle Einwohner zum Aperitif auf seine Dachterrasse ein. Er bewohnt das große Penthouse. Es ist nicht nur ein Aperitif, Zimmermann bietet uns mit Kanapees, Schinken, Käse, Lachs, Scampi, Salaten, Süßspeisen überhäufte Platten an und fachmännisch gekühlten, besonders feinperligen Champagner. Erstaunlicherweise kommen alle, und wir bleiben meist bis tief in die Nacht, tratschen, scherzen, lachen.

Mit mir unterhält sich Zimmermann meistens über meine paranormalen Forschungen, fragt, an was ich gerade arbeite. Ich erzähle ihm dann, wie weit ich mit einem Manuskript über das Gedächtnis von Dingen und Orten bin, obwohl ich nicht sicher bin, ob ihn das Thema überhaupt interessiert.

Die Feldner-Schwestern, zwei junge Mädchen, die eine Banklehrling, die andere auf Stellensuche, zieht Zimmermann nur allzu gerne mit Witzen auf. Sie kichern spontan los, und ihr Gekicher steckt alle anderen an. Inzwischen nennen sie auch alle anderen nur noch die Feldner-Schwestern, als seien sie keine Individuen. Dabei gleichen sie sich gar nicht. Die eine ist eine stämmige Rothaarige, die andere eine sportliche kleine Blondine.

Frau Mooskop, eine pensionierte Kurzwarenverkäuferin, und Frau Rauhaar, pensionierte Schneiderin, bedient Zimmermann höflich, lässt sie aber während des Abends eher links liegen. Frau Mooskop verkaufte Damenunterwäsche, damals sagte man noch Damenunterbekleidung. Die Zeit der allgegenwärtigen Dessous hat sie wohl nicht mehr mitgemacht. Frau Rauhaar ist etwas jünger. Auch ihr Beruf hat etwas Altmodisches. Es gibt kaum noch Scheiderinnen in Europa außerhalb der Haute Couture. Sie werden nicht mehr gebraucht, sind zu teuer. Frau Rauhaar kleidet sich modern, sie hat Geschmack und scheut sich nicht vor Farben.

Es ist seltsam, dass Zimmermann die Mooskop und die Rauhaar bedient, aber nicht Ramona Valdes. Ramona ist ebenfalls älter. Wobei ihr Alter schwer einzuschätzen ist. Sie könnte um die siebzig sein. Zimmermann schenkt Ramona kein Glas ein, er zwinkert ihr nur zu. Ramona trägt meistens ein viel zu kurzes Glitzeroberteil und eine zu eng anliegende Hose, die den Schritt einschneidet. Als Siebzigjährige kleidet sie sich wie ein Teenager. Sieht sie sich selbst nicht, wie wir sie sehen, fragen sich wohl so einige. Hält sie die Blicke der Leute auf der Straße für Blicke der Bewunderung? Will sie auffallen um jeden Preis? Ich weiß es nicht. Oder ist es einfach die Gewohnheit? Als Bardame war sie Jahrzehnte knapp gekleidet, so hat man es von ihr verlangt, und jetzt stellt sie

sich einfach nicht mehr um. Dass Zimmermann Ramona quasi wissend zuzwinkert, stört mich. Ich finde es respektlos.

Während Zimmermann die Frauen eher links liegen lässt, seine Unterhaltung mit uns beschränkt sich meistens auf Witze, unterhält er sich hauptsächlich und auch ernsthaft mit den Männern, etwa über das politische Tagesgeschehen, über Anlagen oder Sport. Besonders gut versteht er sich mit Jean Colomb, den böse Zungen im Haus trotz seiner vierzig Jahre als Muttersöhnchen bezeichnen, Marco Bentivoglio, einer grauen Büromaus, und Matt Reynolds, den Oscar Wilde zum Vorbild für Dorian Gray hätte nehmen müssen, wenn er ihn kennengelernt hätte.

Die einzige Frau, die sich manchmal zu der Männergruppe gesellt, ist Marina Dunst. Die Dunst ist groß, dick und launisch. Du musst bei ihr jedes Wort auf die Goldwaage legen. Marina Dunst fühlt sich angegriffen, auch wenn man das nicht im Mindestens beabsichtigt hat, und putzt einen sozusagen aus heiterem Himmel herunter. Mehr und mehr habe ich den Verdacht, es macht ihr Spaß, sie braucht es.

Priscilla Klein und ich bilden ein Gesprächspaar für sich. Wir sind beide in den Fünfzigern, fühlen uns aber eher wie in den Dreißigern, wahrscheinlich, weil wir nie verheiratet waren, keine Familien gegründet haben; man altert dann langsamer und bleibt irgendwie unreif, habe ich das Gefühl. Priscilla leitet den Onlineverkauf eines Fitnessgeräteherstellers. Ich fühle mich mit ihr wohl, ohne dass ich wüsste, weshalb. Manche Menschen sind wohltuend entspannend, tolle Kumpel.

Priscilla und Marina sind schon öfters aneinandergeraten. Grund sind Priscillas zwei Chihuahuas. Marina Dunst wohnt im ersten Stock direkt über Priscilla und hört die Chihuahuas bellen. Sie bellen regelmäßig, wenn Priscilla nicht da ist und jemand die Haustüre zuschlägt. Vor einer Woche kam es zwischen Priscilla und Marina Dunst beinahe zu Handgreiflichkeiten. Marina Dunst bezichtigte Priscilla im Treppenhaus der Tierquälerei. Zwei Hunde dürfe man nicht in so

einer kleinen Wohnung halten. Sie drohte Priscilla sogar, sie beim Tierschutz anzuzeigen. Bislang hatte sich Marina nur bei der Verwaltung über das Hundegebell beschwert, mit geringem Erfolg, jetzt wollte sie anscheinend eine Eskalation. Ich hatte Priscilla im Treppenhaus schreien gehört. Sie schreit sonst nie, ist immer beherrscht, aber da schrie sie aus vollen Lungen, dass Marina sich gefälligst um ihren eigenen Dreck scheren solle.

Fehlen noch die Wistlers. Die Wistlers kommen immer später als alle anderen. Frau Wistler ist eine hübsche Brünette in den Vierzigern und schreibt anscheinend Romane. So ganz genau weiß das niemand. Herr Wistler ist zwanzig Jahre älter, sieht aber aus, als wäre er vierzig Jahre älter. Ich wundere mich, wie die beiden auf so engem Raum zusammenleben können. Wie man sich denken kann, haben wir bei den Wistlers nicht den klassischen Fall, bei dem der alte Mann die jüngere Frau aushält. Nein, hier ist es umgekehrt. Er muss den Haushalt machen und einkaufen, sie schreibt und scheint das gemeinsame Leben zu finanzieren. Da noch niemand von uns einen ihrer Romane gefunden hat oder irgendetwas über sie gelesen hat, fragen wir uns, wie sie ihr Geld verdient. Vielleicht hat sie ein Vermögen geerbt. Herr Wistler muss schon bessere Tage erlebt haben. Er ist wohlerzogen, umfassend gebildet, hat mir einmal erzählt, er sei lange beim Militär gewesen und hätte dann fünfzig Angestellte und eine Sportvermarktungsfirma in Kanada, seinem Herkunftsland, gehabt. Schwer zu sagen, ob es stimmt. Ich habe nicht nach dem Namen der Firma gefragt. Manchmal will man eine Lüge nicht herausfinden; Wistler ist mir aufgrund seiner soliden Bildung sympathisch.

Bis auf das Schriftstellerpaar, so nennen wir die Wistlers, und die Feldner-Schwester lebten in allen Wohnungen nur Einzelpersonen. Und bis auf das Schriftstellerpaar waren alle Singles. Ein Singledasein ist für viele unbefriedigend, egal, wie alt man ist. Vielleicht herrschte auch deshalb im Haus eine Stimmung, die leicht ins Ungute kippen konnte, musste ich später denken.

Im Juli lud uns Zimmermann das letzte Mal zum Aperitif ein. An dem Abend war der Himmel sternenklar, und es war warm bis spät in die Nacht. Den Champagner hatte Zimmermann von einem kleinen Gut bei Chamery kommen lassen. Und wie immer war er perfekt gekühlt. Zimmermann hatte Lager- und Weinkühlschränke, wie man sie nur aus einem Restaurant kennt. Und dieser Champagner war etwas ganz Besonderes. Er leuchtete goldgelb im Glas. Nach dem zweiten Glas musste ich ständig lachen. Auch die Feldner-Schwester kicherten unablässig beim kleinsten Anlass. In so einer Laune konnte es nicht ausbleiben, dass bald alle über den einzig nicht Anwesenden, Enis Al Agha, zu tratschen und zu lachen begannen.

Enis war vor wenigen Monaten ins Haus gezogen. Er hatte die Ein-Zimmer-Penthousewohnung gegenüber von Leonardo Zimmermann gemietet und bislang jede Einladung zum Aperitif ausgeschlagen. Dass Zimmermann uns ständig mit einer Grimasse einschärfte, doch nicht so laut über seinen Nachbarn zu reden, machte das Ganze noch komischer und ließ uns noch mehr lachen. Ich gebe zu, wir waren gemein. Besonders, weil wir Enis kaum kannten und hauptsächlich böse Mutmaßungen anstellten. Aber gemein über andere zu reden, ist einfach ein Riesenvergnügen. Tratsch gehört zum gesellschaftlichen Leben, wenn man das hier überhaupt Gesellschaft nennen konnte. Aber selbst ein Mikrokosmos wie unser Haus, und sei es auch von lauter Außenseitern bewohnt, bildet die Grundstruktur einer Gesellschaft heraus, und dazu gehört, dass man sich über deren Mitglieder austauscht und auch, dass Mitglieder hinter dem Rücken anderer Mitglieder tratschen. Es ist ein Prozess der Selbstspiegelung, der Selbstvergewisserung, der auch schmerzhaft sein kann. Zimmermann wollte herausgefunden haben, dass Enis aus Syrien stammt, aus Damaskus. Seine Eltern hatten ihn, laut Zimmermann, zum Medizinstudium nach Europa geschickt. Als Zimmermann uns das erzählte, lachte Marina Dunst laut ein extratiefes Lachen: „Der ist doch Asylant.“

Jean verzog sein Gesicht. „Willst du damit sagen, der Staat zahlt ihm die Penthousewohnung?“

„Kluges Bürschchen. *Wir* zahlen ihm die Luxusbleibe“, stimmte Marina Dunst ein.

Luxusbleibe konnte man Enis' Wohnung nicht nennen. Ich kenne die Wohnung, sie besteht aus einem Zimmer mit winzigem Bad und Kochecke, insgesamt 25 Quadratmetern. Der einzige Luxus ist der kleine Teil der Dachterrasse im fünften Stock, der dazugehört.

„Scht, scht“, Zimmermann versuchte den Ton zu dämpfen. „Wenn er in Damaskus lebt, ist er ja nicht unbedingt ein Flüchtling. Seine Eltern gehören vielleicht zum Asad-Establishment.“

„Na und?“, rief Marina mit tiefer Alkoholstimme. „Der kriegt trotzdem Geld vom Staat. Da verwette ich die Chihuahuas drauf.“

„Unverschämtheit“, zischte Priscilla. Ich zupfte sie am Arm, um Schlimmeres zu verhüten.

„Kommen hierher und lassen sich von uns aushalten, wollen aber nichts mit uns zu tun haben, gucken auf uns herab, weil wir *Ungläubige* sind“, grollte Marina. Der mausgraue Bentivoglio regte sich auf einmal. Er hält sich sonst immer zurück, als wolle er unter gar keinen Umständen auffallen. „Ein Syrer in einer teuren Penthousewohnung wird vom IS bezahlt ! Das ist meine Meinung.“ Er wurde ganz rot. Wahrscheinlich, weil er zum ersten Mal eine eigene Meinung vertrat.

Marina sperrte die Augen so weit auf, dass ich schon Angst bekam, die Augäpfel sprängen heraus. „Klar! Genau. Schlaues Kerlchen.“ Sie blies Luft aus der Nase. „Wir können uns auf was gefasst machen hier drin. Ich sag's euch. Da bleibt kein Stein mehr auf dem andern. Am besten, wir geben der Polizei nen Wink.“

Zimmermann versuchte abermals zu beschwichtigen: „Ruhig. Ruhig. Das ist doch ein gut aussehender, ganz freundlicher junger Mann ...“

„Warum will er dann nichts mit uns zu tun haben?“, blaffte Marina dazwischen.  
„Er ist vielleicht nur schüchtern.“ Zimmermann zuckte mit den Schultern.  
Die Wistlers stehen sonst immer beiseite und trinken. Umso mehr war ich  
überrascht, als Frau Wistler sich einmischte: „Gleich die Polizei holen, nur weil  
jemand Syrer ist, das ist doch Rassismus!“

Herr Wistler nickte eindringlich. Als hätte Marina Dunst nur auf diesen  
Augenblick gewartet, baute sie sich in voller Größe vor den Wistlers auf und  
hielt schreiend einen Vortrag über das exponentielle Anwachsen der  
Kriminalität im Land infolge der Straftaten von Migranten. Spätestens hier war  
der Abend gekippt. Die Feldner-Schwester waren mucksmäuschenstill  
verschwunden. Ich hatte es nicht einmal bemerkt. Nachdem Marina Dunsts  
Vortrag, den niemand zu unterbrechen wagte, endlich beendet war, kam keine  
gute Stimmung mehr auf. Wir standen noch eine Weile verlegen auf der  
Terrasse herum. Bald ging einer nach dem anderen unter einem fadenscheinigen  
Vorwand. Leonardo Zimmermann tat mir leid. Er gab sich jedes Mal solche  
Mühe, bewirtete uns großzügig, und jetzt hatte die Dunst ihm den Abend  
komplett versaut. Vielleicht war das ihre neue Masche, bei einer Party einfach  
dreinzuschlagen und das Fest zu sprengen, zum Verdruss aller, statt nur eine  
einzelne Person zur Schnecke zu machen. Als ich am Tag danach einen Zettel in  
meinem Briefkasten fand, auf dem Marina Dunst Unterschriften sammelte, um  
Enis aus dem Haus zu ekeln, angeblich gab es in unserer Hausordnung die  
Möglichkeit, jemanden loszuwerden, falls alle anderen Mieter unterschrieben,  
schämte ich mich, dass mir am Abend zuvor Enis nicht spontan leidgetan hatte.

## Kapitel I

Ich kriege das Bild, das ich an dem Morgen sehen musste, einfach nicht mehr  
aus dem Kopf. Es war früh am Morgen, und es regnete. Der Regen fiel in  
dichten Schnüren. Zuerst erblickte ich nur einen Schuh, dann, als ich weiter aus  
der Haustür trat und um die Ecke bog, sah ich direkt auf Enis. Ein paar Tauben

flogen knatternd hoch. Sie hatten ihm etwas vom Kopf gepickt. Enis lag auf dem Rücken mit verrenkten Gliedmaßen. Eine klebrige Masse quoll seitlich aus seinem Kopf. Sein Gesicht glänzte vom Regen, es wirkte wie tränenüberströmt. Um Kopf und Schultern färbte sich die Nässe schwarzrot. Sein weißes Hemd war durchsichtig geworden, die dunkelblauen Hosen klebten wie Lappen an seinen unförmig gewordenen Beinen. Ich bin nicht einmal erstarrt. Und ich konnte auch nicht schreien. Ich stürzte zurück ins Haus und wählte den Notruf. Ich wartete zitternd im Eingang, bis der Krankenwagen mit Sirenengeheul vor dem Haus hielt. Ich kann mich nur noch vage erinnern, was ich ins Telefon gestottert hatte. Wahrscheinlich ging daraus nicht hervor, dass Enis schon tot war. Die Einsatzleute brauchten nicht lange, um das festzustellen, und riefen dann die Polizei. Es regnete weiter ohne Unterlass. Wasser spritzte mir ins Gesicht, obwohl ich unter dem Vordach des Eingangs stand. Kein anderer Bewohner war zugegen. Nur ich stand unter dem Regen neben Enis' verrenktem Körper. Dann hörte der Regen plötzlich auf. So abrupt, als sei es nur ein Bühnenregen gewesen. Und ich wünschte mir verrückterweise, dass es nur eine Filmszene sein mochte. *Klappe, Enis steht auf, schüttelt sich. Einer der Notfallhelfer reicht ihm ein Handtuch zum Abtrocknen.*

Das Eintreffen der Polizei riss mich aus meinem Wahn. Sie wollten alles Mögliche von mir wissen. Ich zeigte zum vierten Stock hoch und sagte: „Da oben hat er gewohnt.“

In der Wohnung darunter bewegte sich ein Vorhang. Es war die Wohnung von Frau Mooskop.

Enis Körper wurde in einem Metallsarg abtransportiert. Auf dem Gehweg blieben ein paar verwaschene braune Flecke zurück. Es war fast so, als sei nie etwas geschehen. Dass es aber doch geschehen war, hatte sich dann bis zum Abend im ganzen Haus herumgesprochen.



Priscilla klingelte um sieben Sturm an meiner Tür. „Weißt du schon ...?“ Ja, ich wusste schon ... leider, und die Bilder gingen mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. Enis verfloss vor meinem inneren Auge im Regen, löste sich auf ...

„Die Rauhaar sagt, er hat sich von seiner Dachterrasse runtergestürzt.“

„Aber warum?“

„Selbstmord.“

Ich bat Priscilla stumm herein. Sie ließ sich auf mein Sofa fallen. Und ich dachte nicht einmal, was ich sonst immer dachte, dass man nachher einen Haufen Hundehaare auf dem dunklen Samt sehen würde. Ich vergaß auch, Priscilla etwas zu trinken anzubieten. Ich vergaß einfach alles. Ich war durcheinander.

„Im Treppenhaus hab ich kurz mit Zimmermann geredet. Er war völlig fertig, hatte sogar Tränen in den Augen. Er meinte, der Tod von Enis fiel auf das Haus zurück. Auf uns alle. Niemand habe gesehen, wie unglücklich Enis war, und fast jeder hier drinnen hätte noch ein Leid hinzugefügt. Jeder von uns müsse sich fragen, ob er es nicht hätte verhindern können.“

Ich biss mir auf die Lippe und schwieg. Ich brachte nichts heraus, spürte nur einen Klos im Hals, der immer härter wurde, schon schmerzte. Dann heulte ich los.

Priscilla legte einen Arm um mich.

„Ich dumme Kuh ... entschuldige“, stammelte ich.

„Ruhig. Ganz ruhig. Sogar Zimmermann sind die Tränen gekommen. Und ich wein vielleicht später noch. Ich muss mir nur vorstellen, Boris und Churchill wäre so was passiert. Von der Terrasse runtergefallen ...“ So hießen Priscillas Chihuahuas, Boris war eine Abkürzung für Boris Johnson.

Mein Geheul stoppte. Ich konnte mich gerade noch beherrschen, nicht in irres Gelächter auszubrechen. Ich war mit den Nerven fertig.

Als Priscilla wieder fort war, wünschte ich mir einen Moment lang auch ein Tier in meiner Wohnung. Vielleicht einen Haushasen, Hasen sind Vegetarier und stinken fast nicht. Es hätte jetzt etwas ungemein Beruhigendes, wenn so ein

Wesen hier herumwuselte, das Wärme ausstrahlt, von nichts Schlimmem weiß, unschuldig in den Tag hinein frisst, schläft, lebt.

Bis tief in die Nacht hinein hielten mich Grübeleien wach. Sie hatten mit meiner Arbeit über das Gedächtnis von Orten und Gegenständen zu tun. Es gibt da eine Annahme: Ein Ort, also auch ein Haus wie das unsere, speichert alles, was in ihm geschieht oder auch gedacht wird, jede Handlung, jedes Gespräch, jeden Gedanken, jedes Gefühl. Und es gibt abenteuerliche Theorien von Physikern, in was für einem physikalischen Feld alle diese Informationen verschlüsselt werden, durchaus seriöse Hypothesen, vorgebracht von Forschern wie dem berühmten Einsteinschüler David Bohm.

Jeder von uns kann mehr oder weniger das Gespeicherte spüren. Wir haben alle diese Fähigkeit. Heftige Gefühle und Wiederholungen prägen sich einem Ort besonders ein und sind auch von uns stärker wahrnehmbar. Ist an einem Ort etwas Schreckliches geschehen, so kann es gut sein, dass wir uns an dem Ort bedrückt fühlen. Manche haben nur ein ganz undeutliches, mulmiges Gefühl. Ganz wenige sehen sogar im Geist vor sich, was konkret an diesem Ort einmal Schreckliches geschehen ist.

An dem Abend fragte ich mich, ob wir vielleicht sogar sozusagen in einem verfluchten Haus wohnten, das die Einwohner bedrückt, einen von ihnen derart, dass er sich aus dem fünften Stock gestürzt hat. Im Haus wohnten lauter Singles in kleinen Wohnungen. Ein Teil junge Leute, die in die Berufswelt mussten und Ängste ausstanden. Ein anderer Teil ältere Menschen, die sich nichts Besseres leisten konnten und einsam waren. Alle waren immer schon mehr oder weniger Singles hier drinnen und einsam. Das heißt, das Thema der Einsamkeit wiederholte sich Tag für Tag und auch die Ängste, es irgendwo in dieser Welt alleine schaffen zu müssen. Und diese Gefühle sind sehr aufdringlich. Die Wände saugen sich voll damit und strahlen eine zähe Bedrückung ab, die

vielleicht auch manche, mir fiel Marina ein, aggressiv machte und in einem Fall sogar einen jungen Menschen in den Tod gestürzt hat.

Am Samstagmorgen fühlte ich mich betäubt. Um doch noch schlafen zu können, hatte ich in der Nacht viel zu spät noch eine Schlaftablette geschluckt. Ich hatte mich zum Wäschewaschen in einer der zwei Waschküchen im Keller eingetragen. Eigentlich war ich froh, dass ich gleich etwas zu tun hatte, etwas Alltägliches. Alltagsverrichtungen beruhigen; sie machen einem vor, das Leben geht weiter, auch nach der schlimmsten Zäsur. Enis' Tod war eine Zäsur. Es fiel mir dennoch sehr schwer, gleich wieder zur Tagesordnung überzugehen, so zu tun, als sei nichts passiert. Enis stand mir immer wieder vor Augen. Wenn ich nicht gerade seinen leblosen Körper vor mir sah, musste ich an den lebendigen Enis denken, dessen Weg ich ab und zu im Treppenhaus gekreuzt und der mich immer höflich lächelnd begrüßt hatte. Er war ein schöner junger Mann gewesen. Was Matt Reynolds in Blond war, war Enis Al Agha in Schwarz. Enis war lediglich weniger trainiert als Matt, der im Ballett der Oper tanzte. Und Enis hatte nicht Matts gesunden Teint; er wirkte eher blass und seine Gesichtshaut ein bisschen teigig, so als vertrage er unser nördliches Klima nicht. Enis wollte nicht groß Kontakte im Haus, das war allen aufgefallen. Ich überlegte, an was er gelitten haben konnte. Zieht man sich zurück, hat man eventuell eine Depression. War ihm hier alles zu fremd? Hatten seine Eltern für ihn entschieden, dass er sich in einem ihm völlig fremden Land eine Existenz aufbauen sollte? Glaubte er in einer Art Wahn oder Verzweiflung, sich dem nur durch Selbstmord entziehen zu können?

Während ich noch über Enis' Leben nachgrübelte, hörte ich Marco Bentivoglio und Marina Dunst in der Waschküche nebenan reden. Wahrscheinlich war es Bentivoglios Washtag und Marina fragte ihn, ob sie auch waschen konnte. Sie tat das regelmäßig und bat Bentivoglio auch sonst ständig um Gefallen.

Bentivoglio sagte nie Nein. Er galt allgemein als hilfsbereit. Nach allem, was im

Haus passiert ist, würde ich ihn nicht mehr als hilfsbereit bezeichnen ... Ich würde sagen, Bentivoglio gab aus Schwäche nach.

Ich war gerade dabei, die Maschine mit Schmutzwäsche zu beladen, stellte sie aber nicht gleich an, sondern horchte, weil die Stimmen nebenan so alarmierend laut wurden.

„Du spinnst!“, rief Marina. „In unserem Haus wird doch niemand umgebracht!“

„Wenn es ein IS-Mann war, dann haben die ihn vom Dach gestürzt und es wie Selbstmord aussehen lassen.“

Ich hörte etwas wie „Pffft“ und stellte mir vor, wie Marina Dunst Marco Bentivoglio den Vogel zeigte. „Wer soll das gewesen sein?“, blaffte Marina wieder so laut, dass es geradezu herüberschallte.

„Na, die Geheimdienste, ein westlicher Geheimdienst.“ Bentivoglios Stimme wurde leiser und klang zittrig. „Haben ihn aufgespürt und neutralisiert.“

Marina sprach in einem Schwall, als hätte sie zuerst Luft geholt, und schrie dann los: „Sag den Quatsch bloß nicht laut! Der ...“

Den Rest konnte ich nicht verstehen, weil sie auf einmal verschwörerisch leise sprach. Dann wieder laut: „Für mich ist der Fall abgeschlossen. Ich will nichts mehr von diesem Agakhan wissen. Sein Tod geht mir so was von am Arsch vorbei.“

Irgendetwas rumpelte, ich hörte Türeenschlagen, Schritte draußen. Zum Glück war meine Waschküchentür zu. Ich habe die Maschine erst angeschaltet, als alles ganz still war und nur noch die Tauben vor dem Kellerfenster gurrten. Die picken dort die Krümel auf, die von Frau Mooskops Fenstersims herunterfallen. Die Mooskop füttert bei sich den ganzen Tag die Tauben.

Was ich gehört hatte, machte mir Angst. Nicht, dass ich Enis für ein IS-Mitglied hielt, mit allen Folgen, die das für uns hier drinnen haben konnte. Es war die Rohheit Marinas, die mich erschreckte. Marina machte immer wieder jeden hier drin zur Schnecke, sobald sich die Gelegenheit ergab. Wäre jemand, der so wenig Empathie für andere empfand, dem der Tod eines Nachbarn *am Arsch*

*vorbeiging*, nicht auch irgendwann zu schlimmeren Übergriffen fähig als zu bloßen Verbalattacken?

Und nicht nur das machte mir Angst. Samstags herrscht normalerweise viel Betrieb im Haus, ein Kommen und Gehen. An diesem Samstag war aber das Haus wie ausgestorben. Nicht einmal Boris Johnson und Churchill bellten. Da ich mich wie gesagt mit Paranormalem und nebenbei auch mit Geistern beschäftige, drängte sich mir die Vorstellung auf, dass Enis nach seinem Tod (in welcher Form auch immer) noch im Haus umherwandelte, die Einwohner das irgendwie diffus spürten und sich so jeder vor dem Unheimlichen, dem Unbegreiflichen in seinen eigenen vier Wänden verschanzte. Auf jeden Fall waren die Verzweiflung und Ängste noch präsent, die Enis ausgestanden haben musste, um eine so schwerwiegende Entscheidung zu treffen. Sie hingen in der Luft, sie hüllten das Haus in eine Todeswolke, machten es zu einem Totenhaus. Und zumindest das konnte wohl jeder spüren.

Am Sonntag stellte sich dann heraus, dass Enis vor seinem Tod ganz andere als die von mir angenommenen Ängste ausgestanden haben musste. Die Polizei kam ins Haus, klingelte an jeder Tür, befragte uns alle. Enis Al Agha hatte Prellungen am ganzen Körper und Würgemale am Hals gehabt, die er sich nicht selbst hätte beibringen können. Es sah nach einem Kampf aus. Jemand hatte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach übers Geländer seiner Terrasse gestürzt, oder es war im Handgemenge einfach passiert. Wir waren von einem Totenhaus, wie es aussah, zu einem *Mörderhaus* avanciert. Und das Verbrechen hing hier fortan in der Luft, würde sich nicht mehr aus den Mauern lösen. Das war noch schlimmer. Neben dem Tod haftete dem Haus dann auch noch etwas Böses an. Meine Befragung war kurz und freundlich. Die zwei Polizisten blieben im Treppenhaus stehen. Sie wollten nur wissen, ob ich Enis gekannt und irgendetwas Ungewöhnliches im Haus beobachtet hatte. Als ich beides verneinte, wollten sie nicht mehr viel von mir. Ich hatte den Eindruck, sie

hielten mich für unverdächtig. Sie fragten mich noch, ob ich wisse, wann Herr Zimmermann da sei. Ich sagte ihnen, dass Leonardo Zimmermann das Wochenende bei seiner geschiedenen Frau und seinen beiden Söhnen im Westend verbrachte.

Zimmermann hatte die Penthousewohnung schon lange vor seiner Scheidung gemietet. Und es wurde im Haus gemunkelt, dass er dort seine Geliebte traf. Niemand hat aber je diese Geliebte gesehen. Entweder war sie ungemein diskret oder es gab keine Geliebte und Zimmermann wollte einfach irgendwo Ruhe vor seiner Familie haben. Nach der Scheidung hatte Zimmermann die Villa im Westend seiner Familie überlassen und war ganz in unser Haus gezogen. Er lebte hier nun schon ein Jahr fest, und es schien ihm zu gefallen. Seine monatlichen Aperitif-Einladungen haben das Haus-Klima bedeutend verbessert. Ich hoffte, diese Einladungen würden jetzt, nach dem erschreckenden Tod von Enis, nicht ausgesetzt. Eine unangebrachte Hoffnung: Der Mensch ist eben so, kann ohne Weiteres in einer Schreckens-, einer Trauersituation an ein Vergnügen denken; vielleicht nur, um nicht unterzugehen. Die Abende bei Zimmermann waren nicht nur ausgelassen, sie hatten etwas Familiäres. Man fühlte sich nach einer Einladung bei Zimmermann mehr zu Hause im Haus, zugehörig, das Haus erhielt etwas Heimeliges, zumindest für eine kurze Zeitspanne danach.

...